

Walter Züst

Die Dornesslerin

Historischer Roman aus dem Appenzellerland (Leseprobe)



Der Weiler Dornesslen im ausserrhodischen Walzenhausen ist für den zweiten Roman von Walter Züst¹ namensgebend: Die Geschichte beginnt im ausgehenden 16. Jahrhundert und spielt in einer Zeit, die von konfessionellen Wirren und von Pestepidemien geprägt ist. Wie bereits in seinem ersten Roman «Der Weg zum Richtplatz» gelingt es Walter Züst wiederum ausgezeichnet, historisch Belegtes mit dichterisch Fiktivem in perfekten Einklang zu bringen.

Einfühlsam schildert der Autor das leidvolle Auf und Ab im bewegten Leben der Agatha Roner. Oberhalb eines Felsens, unter freiem Himmel erblickt sie als uneheliches Kind der Beth Roner das Licht der Welt. Durch den frühen Tod ihrer Mutter und das Sterben der Grosseltern in der Pestzeit wird sie zum Waisenkind. So muss sie schon früh auf eigenen Füßen stehen. Agatha ist ein aufgewecktes Mädchen: Sie nimmt wahr, was um sie herum geschieht, sammelt viel Wissen und Erfahrung, erlebt gleichermassen Glück und tiefes Leid.

Ihre Eigenständigkeit und ihr tiefes Wissen um Lebenszusammenhänge bringt sie in notvollen Zeiten von Pest und anderen Übeln in Kontakt mit Menschen, die Hilfe suchen. Agatha gelingt es, viele Menschen von ihren Leiden zu erlösen und Heilung zu bringen. Langsam gerät sie aber in die lokalpolitischen und religiösen Wirren der Zeit. Agatha, die immer den reformierten, den katholischen und den alten, animistischen Volksglauben gleichzeitig gelebt hat, wird in den Mühlen einer unheimlichen Folter-Justiz zur Hexe gemacht und als Opfer einer unheiligen Allianz von Kirche und Staat zu Tode gemartert.

Agatha wird abgeholt

Mitten im schönsten Herbstwetter war es. Als man an nichts Böses dachte. Als kein Wölklein den blauen Himmel trübte. Die Schwalben flogen in Schwärmen und rüsteten sich zum Flug nach dem Süden. Die letzten Schmetterlinge flatterten über die Wiesen. Kurzhans hatte sich vorgenommen, die letzten Äpfel zu pflücken. Der Tag war gut gewählt, die Zeichen

stimmten. Schon früh am Morgen war er aufgestanden, hatte das Schüttrüetli im Stall geholt, den Pflückkorb umgebunden und die Bockleiter von der Hauswand genommen. War zum Dornesslenbächli gegangen, wo die roten Liebfrauenäpfel vom Baum leuchteten und zur Ernte einluden. Dieser Baum war noch vom alten Klee gepflanzt worden. Er hatte immer von seinen Paradiesäpfeln geschwärmt und behauptet, dies sei der Apfel gewesen, mit dem die Eva den Adam verführt habe. Kurzhans war die Leiter hochgestiegen, und Agatha stand unten an der Leiter. Zeigte Hans mit dem Schüttrüetli, an welchem Ast noch Äpfel hingen. Es war eine vergnügliche Arbeit, die rotleuchtenden Äpfel einzuheimsen. Ein wunderschöner Tag der Ernte hätte es sein können. Aber der Hans hatte sich mit dem Tagwählen gründlich verrechnet. Es sollte ein Tag des Schreckens werden. Ein Tag, den man an der Dornesslen so schnell nicht vergessen konnte. Man war sich zwar an vieles gewöhnt. Doch dieses Ereignis überstieg die Grenze des Erträglichen. Es hätte jemand von den Leuten an der Dornesslen an einem Schlag tot umfallen können. Oder der Kurzhans hätte vom Apfelbaum fallen und sich das Genick brechen können. Es wäre alles weniger schlimm gewesen, als das, was sich da vor ihren Augen zutrug. Dass der böse Geist in der Dornesslen Einlass gefunden hatte, ein Opfer gefunden haben sollte, übertraf die schrecklichsten Träume. Der furchtbare Herr der Hölle liess seine Hörner und seinen Pferdefuss sehen. Kurzhans hatte eben den fünfunddreissigsten Liebfrauenapfel in den Korb gelegt. Hielt den sechsunddreissigsten Apfel schon in der Hand, als er den unheimlichen Besuch kommen sah. Eben noch hatte er Zahlenspiele getrieben: Sechsunddreissig Apfel sind drei Dutzend, ein Dutzend Jünger hatte Jesus Christus, dreimal die Jüngerzahl sind sechsunddreissig, drei ist die heilige Zahl der Dreifaltigkeit. Die Hand erstarrte ihm, als er sah, wie der Landweibel Kürstänner und sein Knecht, der Gähler, vom Rank bei Lochers dahengeritten kamen und sich auf die Dornesslen zubewegten. Die Agatha stand unten an der Leiter, entdeckte den Landweibel erst, nachdem er hinter dem Hügel beim Rank hervorkam. «Nanaa», flüsterte sie immer wieder, «nanaa, das darf nicht wahr sein.» Bis zuletzt hoffte sie, der Besuch gelte einem Nachbar und nicht ihnen. Aber sie kamen doch auf sie zu und

¹ *Walter Züst ist 1931 in Wolfhalden geboren und dort aufgewachsen. Heute lebt er in Grub AR, wo er lange Zeit als Gemeindeschreiber tätig war. Nach seiner Pensionierung schrieb er „Der Weg zum Richtplatz“ (1996), der grosse Beachtung fand.*

hielten vor dem Liebfrauenapfelbaum an. Ob sie die Agatha Roner sei, fragte der Landweibel, und Agatha nickte. «Du musst mitkommen», sagte der Landweibel und stieg vom Ross. «Und wenn ich nicht komme?», fragte die Agatha trotzig. «Du kommst schon, wir sind schon mit andern fertig geworden.» Sie müsse noch das Nötigste im Hause holen, sagte die Agatha. Die Nachbarn, die auch am Obsten waren, waren verängstigt in ihren Häusern verschwunden. Hatten sich wie die Mäuse in ihre Löcher verkrochen, um aus Fenstern und Spalten dem Schauspiel zuzusehen. Nur einige Kinder standen noch vor den Häusern. Schauten erstaunt zu, bis auch sie von ihren Müttern ins Haus geholt wurden.

Agatha kam nicht mehr aus dem Haus. Sie hatte sich eingeschlossen. Der Weibelknecht Gähler hatte gerufen, die Türe sei verschlossen. Darauf stieg der Landweibel wieder aufs Ross und ritt vor die Fenster. Rief in die Stube, sie müsse mitkommen, dies sei ein Befehl der gnädigen Herren und Oberen. Sie mache sich schuldig, wenn sie nicht komme. Agatha rief zurück, sie komme nicht. Er solle sie besser jetzt schon totschiessen. Es sei doch nichts Gefährliches, rief der Landweibel freundlich. Sie müsse nur Auskunft geben wegen dem Nackttanzen und wegen der Wurzel, die der Pali Blatter der Lena Sturzenegger zu essen gegeben habe.

Doch alles Zureden half nichts. Dem Weibelknecht blieb nichts anderes übrig, als das Fenster einzuschlagen und in die Stube zu schlüpfen. Darauf hörte man ein unheimliches Wimmern in der Stube. Die Haustüre wurde aufgerissen und der Knecht schubste die Agatha aus dem Haus. Ihre Hände waren an einem Seil zusammengebunden. Agatha schrie und hielt sich mit Händen und Füßen am Türgericht fest. Ein Handgemenge entstand, der Knecht des Landweibels stolperte über die Schwelle und zog sein Opfer mit sich. Das Schreien der Agatha, riss die kleine Welt an der Dornesslen aus den Fugen. Dieses Herausreißen der Agatha aus ihrer Gemeinschaft, traf die Menschen bis ins Innerste. Es war, als werde ein Tier zur Schlachtbank geführt. Und zum letzten Mal hörte man an der Dornesslen die Stimme von Bethen Agatha. Diese Stimme, die man vor etwas mehr als fünfzig Jahren oben beim Felseli von Debes Sturzenegger zum ersten Mal vernommen hat. Und noch nach Jahren erzählte man von jenem schrecklichen

Ereignis, als die Agatha abgeholt worden war. Als ihr Schreien durch die Wälder in der Dornesslen bis hinauf zu den Wäldern an der Raspla und am Kindlistein gehört wurde. Hätten sich die Tannen aufbäumen können gegen dieses Unrecht und die Felsen herabstürzen vor Zorn, sie hätten es getan.

«Hilf mir, Hans, hilf mir», schrie die Agatha und schaute zum Kurzhans hinauf. Der stand wie angewurzelt oben auf der Leiter. Hielt immer noch den sechsunddreissigsten Liebfrauenapfel in der Hand. Machte keine Bewegung, starrte nur auf dieses satanische Spiel, das unter ihm ablief. Bis er es nicht mehr aushielt, den Apfel fallen liess und sich mit beiden Händen die Ohren zuhielt. Bis der Zug hinten beim Rank verschwand und das fürchterliche Geschrei verstummte. Als hätte der Teufel die Agatha geholt und sie in die Hölle hinabgerissen, so sah dies alles aus. Immer noch starrte Kurzhans zum Rank, wo der Spuk hinter dem Hügeli ob dem Nayenriet verschwunden war. Wäre noch eine Schwefelwolke über dem Rank zu sehen gewesen, man wäre nicht erstaunt gewesen. Kurzhans wusste, dass er keinen Finger rühren konnte für seine Frau. Dem Landweibel, diesem von der Landsgemeinde gewählten Amtmann, in den Arm fallen, wäre ein unverzeihliches Verbrechen gewesen. Wen die christliche Justiz im Verdacht hatte, mit dem Bösen in Verbindung zu stehen, dem war nicht zu helfen.

Schon viele hatte der Landweibel in der Rhode Hirschberg abgeholt. Waren es Katholische, kam der Landweibel aus Appenzell; waren es Reformierte, kam der Landweibel von Trogen. Und nie konnte man mit Sicherheit sagen, wen es traf Wie der Hühnervogel in den Hühnergatter einfällt, so taten es die Diener der gnädigen Herren und Oberen. Und jedes Mal, wenn ein Opfer abgeführt worden war, wurde es ringsum still. Es gab Leute, die wagten nicht einmal mehr zu lachen. Andere beteten Tag und Nacht, ohne Unterbruch. Bis wieder alles vergessen war. Bis man sein Leben wieder aufs Spiel setzte. Und es gab Verwegene, welche das Schicksal herausforderten. Gross taten und prahlten über ihre besonderen Fähigkeiten. Wie Bänzigers Barbell und ihre Schwester Urschel im Oberen Hirschberg, die der Landweibel aus Appenzell abgeholt hatte. Die Barbel war schliesslich geköpft und verbrannt worden. Weil sie mit dem Teufel im Bund stand, wie es hiess. Es war eine gefährliche

Zeit. Man konnte sich nicht genug segnen und vor dem bösen Geist in acht nehmen.

Der Kurzhans liess alles liegen und ging ins Haus. Sah auf den am Türgericht hängenden Fetzen Stoff vom Hemd der Agatha. Der im Getümmel am Ärmel ausgerissen worden war. Wie eine Kriegsfahne der Teufelsaustreiber hing er am Türpfosten. Kurzhans weigerte sich auch später noch, als die Agatha nicht mehr lebte, dieses Zeichen der Schmach zu entfernen. Schweigend ging er durchs leere Haus, durch die Küche, ins Tenn und in den Stall. Sass dort stundenlang auf dem Stallbänkli. Sagte nichts als immer wieder: «Agatha, Agatha.» Sah, wie die beiden Kühe hin und wieder den Kopf drehten und zu ihm sahen. «Gell, Loba», sagte er und nahm seinen Kopf in beide Hände.

Die Agatha hatte schon immer geahnt, dass sie diesen Weg gehen müsse. Den Weg am Strick des Landweibels. Diesen schändlichen Gang über das geliebte Land, dieses Spiessrutenlaufen von der Dornesslen bis nach Trogen. Jo, die lieben gnädigen Herren und ihre geistlichen Berater, die Prädikanten, zogen an so einem Tag ihre Schau ab. Zeigten den mit Feldarbeiten beschäftigten Leuten, wie es einem ergehe, wenn man sich mit dem Satan einlasse. Sie alle sollten diese wankende Frauengestalt sehen, die am Seil des Landweibels nach Trogen geführt wurde. Zu jenem Rathaus, von dem sie geträumt hatte, ein riesiger Drache wüte darin und speie Feuer aus. Den Leuten, die am Weg standen, blickte die Agatha vorwurfsvoll in die Augen. Viele schämten sich über ihre Feigheit und Hilflosigkeit und flüchteten ins Haus. Denn sie wussten, was die Agatha dachte: «Wo sind die Geheilten, die Vergelt's Gott gerufen haben? Die Glücklichen, die beteuert haben, meine Hilfe nie zu vergessen? Wo bleibt der Vetter in der Tangelismühle, dem ich die Sau geheilt habe?» Er hatte sich hinter den Mehlsäcken versteckt. Tat, als sehe er den gespenstischen Zug nicht, der sich da, Hügel auf und Töbeli ab, den krummen Wegen, Stegen und Strassen des Landes entlang wand. In den tief eingeschnittenen, mit Buschwerk überdeckten Hohlwegen und bewaldeten Töbeln wieder verschwand. An Kornäckern und Heuwiesen vorbei Trogen zu zockelte.

Sie kamen am Scheidweg vorbei, dort wo der Lachenweg zur Schlitteren führte. Dorthin, wo die Agatha mit Thiassen Ueli jene leidenschaftenden Tage

erlebt hatte. Der glückliche Ueli, der schon alles hinter sich hatte! In der Wirtschaft vom Debes Sonderegger an der Nasen machte der Landweibel Kürstärer einen Halt. Er habe Durst, sagte er zum Knecht, es sei auch gar heiss heute. Sagte zur Agatha, wenn sie nicht davonlaufen werde man ihr die Fesseln lösen. Stellte ihr beim hinteren Tisch einen Becher Most hin und unterhielt sich mit dem Sonderegger. «Ist das nötig?», fragte der Sonderegger und deutete mit dem Kopf zur Agatha. Der Landweibel meinte, eigentlich nicht. Aber die Küenzler in Walzenhausen seien hier die treibende Kraft. Die Frau habe schon vielen Menschen helfen können mit ihrem Heilen, erklärte der Wirt und schüttelte den Kopf. Debes Sonderegger dachte an seine Mutter, der die Agatha seinerzeit geholfen hatte, das lästige Zittern in den Händen los zu werden. Die Küenzler würden besser den Deckel auf dem Topf lassen, als überall ihre krummen Nasen hineinstecken, brummte er. Dem Landweibel Kürstärer gefielen diese Worte nicht. Er trank den Wein rasch aus und ritt weiter.

Nun kamen sie am jungen Hauptort des Landes Appenzell der Äusseren Rhoden an. Es war noch ein etwas dürftiger Hauptort. Das alte Kirchlein, das Pfarrhaus und das Wirtshaus standen bescheiden da, wie eh und je. Und die andern Gebäude waren noch jung, nicht über vierzig Jahre alt und zeigten gerade die erste Bräune von der Sonne. Das Ganze strömte evangelische Bescheidenheit aus. So, wie die Prädikanten auch das Innere der Kirchen gestaltet hatten. So, wie sie die Kirchen ausgeräumt hatten, würden die Altgläubigen sagen. Dass in diesen Häusern reger Handel mit Leinwandtüchern getrieben wurde, blieb dem Beschauer verborgen. Und dass die eisenbeschlagenen Truhen von Jahr zu Jahr mehr Goldstücke und Schuldverschreibungen enthielten, blieb geheim. Es sah aus, als hätten die Evangelischen die klösterliche Devise «Bete und arbeite» hinter den Klostermauern hervorgeholt und mitten ins Leben gestellt.

Nein, so ehrwürdig und vornehm wie der Hauptort Appenzell war Trogen noch lange nicht. Weder die Kirche noch das Rathaus konnten es mit dem alten Hauptort aufnehmen. Selbst der Galgen, der gegen Westen im Gfeld stand, war noch jung und unverbraucht. War noch lange nicht so gefürchtet wie der in Appenzell. Hatte aber auch noch bei weitem nicht so viele Opfer zu tragen gehabt wie derjenige am alten

Hauptort. Aber man gab sich auch im Ausserrhodischen alle Mühe, ein furchteinflössendes Regiment zu präsentieren. Gerade solche Verhaftungen, wie diejenige der Dornesslerin, blieben nicht ohne Folgen. Zeigten mit aller Deutlichkeit, wo die Macht der Regierenden zu finden war. Gab es doch Landsleute, denen man nur mit Angstmachen beikommen konnte.

Kaum waren sie durch die schöne Türe beim Rathaus in Trogen gegangen, wurde die Stimme des Landweibels lauter und herrischer. Hier in diesem Haus hatte er das Sagen. Hier führte er den Stab, solange der Landammann nicht da war. Das Versorgen der Gefangenen hat er seinem Knecht übertragen. Der Weibelknecht, der Gähler, kannte die Agatha vom Abholen in der Schlitteren. Er führte sie in die Zelle und legte ihr eine Fussfessel an, an der ein grosser Stein hing. Ermahnte sie, sich ruhig zu verhalten und tröstete sie, sie werde bald wieder frei sein. Agatha hockte im Stroh. Sah sich im dämmerigen Raum um. Dachte an die Dornesseln und fragte sich, was der Kurzhans jetzt wohl mache. Ob er die Äpfel am hinteren Ast übersehen habe. Ob er jetzt fertig sei mit dem Äpfelpflücken. Ob er jetzt im Keller am Weben sei.

Nun war sie im Hause des feuerspeienden Drachen angekommen, vor dem sie sich im Traum so gefürchtet hatte. Schon früher, als sie noch im Übermut von solchen Dingen erzählt hatten, hatte sie jeweils gesagt, sie würde sich nicht kaputt machen lassen. Vorher würde sie alles zugeben, als sich foltern zu lassen. Vorher würde sie all das sagen, was die Herren zu hören wünschten. Vom nahen Turm hörte man die Glocke elf Uhr läuten. Und im Kopf der Agatha begann es zu rauschen. Und aus diesem Rauschen heraus hörte sie eine bekannte Stimme ihr zurufen. Immer wieder hörte sie, wie der Galli ihr im Takt der Glocke rief: «Agatha, Agatha!» Immer noch tönte seine Stimme so jugendlich, wie damals, als er von ihr weggegangen war. Sie solle standhaft bleiben und nichts freiwillig zugeben, meinte sie zu hören.

Wie der Zeisig im Käfig

So wie es im ungeteilten Land der Brauch war, so galt es auch am neuen Hauptort von Ausserrhoden. Nur, dass hier die Bräuche noch nicht so eingespielt waren. Man spürte den Ruch der Jahrhunderte noch weniger. Aber wie üblich, liess man die Gefangene einige Tage

im Gewahrsam. Man liess ihr Zeit, die Sache zu überdenken, sich so ihre Gedanken zu machen. Sich immer wieder zu fragen, was sie mit ihr wohl vorhaben mochten und sich stundenlang zu fragen, was sie falsch gemacht habe. Im Halbdunkel des mit schweren Balken gefügten Käfigs meinte sie, den Hauptmann Koret zu sehen. Wie er hinter dem Ratstisch sass und sie vorwurfsvoll ansah. Meinte zu hören, wie er ihr zurief, warum sie ihm in seiner Krankheit nicht geholfen habe. Und immer wieder fuhr sie mit der Hand über ihre geschwollene Backe. Die sie bei der Gefangennahme am Türgericht derart angeschlagen hatte. Fragte sich, woher das unausstehliche Kopfweh komme.

Und die Obrigkeit fand Zeit, sich ihr Vorgehen auszu-denken. Der Landammann Tanner hat sich mit dem Landweibel besprochen. «Was macht sie?», hat er gefragt. «Nicht viel. Was auffällt, sie spricht oft mit sich selbst», war die Antwort. Gestern habe sie eine Maus mit ihrem Stück Brot gefüttert. «Wird hoffentlich nicht der böse Geist sein», sagte der Landweibel. Der Teufel verwandle sich gerne in Tiere. Der Landammann Tanner hat zu diesem Geschwätz geschwiegen. Wann er mit dem Untersuch anfangen, hat er den Landweibel gefragt. Auf Morgen sei die erste Einvernahme geplant. Man werde gleich vorgehen, wenn's recht sei, wie beim Haltiner. Mit dem vorherigen Landweibel, dem Schittli, habe er sich besprochen. Eben zur rechten Zeit, als die Agatha anfangen, mit Galli laute Reden zu führen, wurde sie vorberufen. Der Weibelknecht führte sie ins Verhörzimmer. Sie müsse den Herren Red und Antwort stehen, hat er gesagt und sie aufgefordert, deutlich zu sprechen. Ihre Sache sei malefizisch, damit sie es wisse.

Der Scharfrichter kommt

Der Landschreiber Merz hatte schon einige Blätter gefüllt mit seinen Aufzeichnungen. Es waren zwar erst Notizen, wie man sie macht, um nicht später aus dem Gedächtnis ein Protokoll erstellen zu müssen. Aber aus all den Notizen ging schon ein rechtes Sündenregister hervor. Landweibel und Landschreiber waren der Meinung, es müsse nun ernst gemacht werden mit dem Untersuch. Diese harmlose Fragerei, ohne Marter und Pein, führe zu nichts. An der Sitzung Montag vor Martini fragte der Landammann Tanner den Landweibel, was beim Verhör herausgekommen

sei. Ob die Dornesslerin schon einiges zugegeben habe. Der Landweibel Kürstärer erzählte, man habe ein Hexenbuch bei ihr gefunden. Aber sie behauptete immer noch, nichts davon zu wissen. Er sei fest überzeugt, dass sie eine Zauberin sei. Man könne am Unteren Hirschberg fragen, wen man wolle, überall heisse es, sie sei eine Hexe. Er würde einer hohen Regierung empfehlen, die peinliche Befragung durchzuführen. Der Herr Dekan in Trogen sei unsicher, ob es sich um eine Hexe handle. Aber gerade darum empfehle auch er, die Tortur an die Hand zu nehmen. Nicht gleich zu foltern, aber wenigstens mit dem Schreckverhör zu beginnen.

Der Landammann war, wie immer, in Eile. Er sagte: «In Gottes Namen, so tut es. Aber geht vorsichtig vor. Ich will nicht, dass diese Frau in der Reichskammer stirbt. Sie ist, soviel ich von dir gehört habe, eine feingliederige Frau». Voll Unternehmungsgestalt machte sich der Landweibel an seine Aufgabe. Das Schreckverhör war die erste Station des Leidensweges einer in Argwohn geratenen Person. Es diente dazu, dem Opfer Angst einzujagen, indem man es in die Reichskammer führte. Dieses Vorzeigen der Folterkammer nahm der amtlich bestellte Scharfrichter vor.

Der Scharfrichter der Stadt St.Gallen, der Neyher, nahm die schreiende Agatha an die Hand und führte sie in diesen Vorhof zur Hölle, wie viele sagten. Ihr war, als höre sie Thiassen Ueli im Hintergrund rufen. Sie wolle dies alles nicht sehen, schrie sie und hielt die Hand vor die Augen. Sie tue alles und sage alles, was man von ihr verlange. Aber man solle sie mit diesem fürchterlichen Raum verschonen. Doch der Meister Neyher liess nicht locker. Sie wurde in den mit einer Kienfackel beleuchteten Raum gestossen. Hinten im Halbdunkel sah man eine Eisenkette im Fackellicht schimmern. Agatha meinte, die Augen des Teufels zu sehen.

Als sich Agatha etwas beruhigt hatte, begann der Scharfrichter die Folterwerkzeuge, die Trogen aufzuweisen hatte, vorzuführen. Agatha starrte immer zum kleinen, untersetzten Neyher, obwohl er immer sagte, sie müsse diese Marterwerkzeuge ansehen. Wie konnte dieser sympathisch wirkende Mann ein so schlimmes Amt ausüben? Es müsste doch einer sein, der selber aussah wie der Teufel. Nicht dieser Meister Neyher in seinem roten Mantel, der ungerührt drauflos

redete. Der ihr all die Folterwerkzeuge vor die Nase hielt. Diese aus Eisen geschmiedeten Instrumente, mit der die Fürsten und gnädigen Herren ihr eisernes Regiment führten. Sie hörte Worte wie Spanischer Stiefel, Brenneisen, Daumenpresse, Zangen, um glühend damit zu zwicken, Hackmesser zum Hände Abhacken. Das schlimmste Instrument aber, von dem alle Leute Schauergeschichten erzählten, stand mitten im Raum. Es sah aus, wie die Seilwinde, mit der man in der Hellmühle die Mehlsäcke ins Mehllager hochzog, wenn das Korn gemahlen war. Hier aber wurden Menschen in die Höhe gezogen, feingliederige Frauenkörper gequält und der Neyher zeigte, wie dies vor sich ging. An der Wand lehnte ein grosses, mit schwerem Eisen beschlagenes Wagenrad. Dies sei das Rad zum Rädern der Verurteilten, erklärte der Neyher. Agatha sah nicht hin. Sie musste an das Schlachthaus beim Metzger Niederer im Wilen denken. Dort, wo sie ihr Kühlein, die Gschegget, zum Schlachten hatte abgeben müssen. Jo, in so einem Schlachthaus war sie selbst nun gelandet.

Agatha war am Ende ihrer Kräfte angelangt. Ihr ging alles durcheinander. Die Einsamkeit hatte ihren Geist verwirrt. Sie

ass kaum mehr, war mager wie eine Bohnenstange. Und die Kälte in diesem unheimlichen Raum setzte ihr zu. Immer wieder hörte sie ihren Galli rufen, sie solle den Widerstand nicht aufgeben. Sie hörte ihn auch, wenn sie sich die Ohren mit beiden Händen zuhielt. Agathas Kleider waren verdreckt. Das Mieder mit Blut verschmiert. Vom Nasenbluten, als sie an der Türe in der Dornesslerin die Nase angeschlagen hatte. Ein unangenehmer Geruch ging von ihr aus. Die dunkeln, melierten Haare waren verfilzt und hingen ihr über die Schultern. An der linken Backe sah man Brosamen vom letzten Essen. Das braungebrannte Gesicht war von der Kälte bläulich angelaufen. Der Landweibel und sein Knecht kümmerten sich wenig um die Gesundheit der Beklagten. Oft musste sie lange rufen, bis man sie auf das Sekret-Häuschen führte, um ihre Notdurft zu verrichten. Es machte den Anschein, als wolle man sie verkommen lassen. Jo, die Dornesslerin sah schon aus wie eine richtige Hexe.

Ob sie nicht doch im Planetenbüchlein gelesen habe, wurde die Agatha gefragt. «Woll», wimmerte sie, aber nur hineingeschaut habe sie, nicht darin gelesen. Das glaube sie doch selber nicht, erwiderte der Kürstärer.

Jemand, der so ein Büchlein besitze, werde es auch lesen. Die Anna Bürki habe auch behauptet, nie darin gelesen zu haben. Aber als man sie am Seil hochgezogen habe, sei sie es kanntlich gewesen. «Jo, ich habe darin gelesen», erklärte die Agatha mit verängstigten Augen und schaute zum Aufzug. Aber sie könne schwören, dass sie das, was dort zu lesen sei, nicht angewendet habe. Immer habe sie geheilt im Namen der heiligen Dreifaltigkeit.

Der Landschreiber Merz sagte nach dem Verhör, man sei bei diesem Untersuch zwar schon recht weit gekommen. Aber der Beweis der Zauberei fehle immer noch. Die Dornesslerin könne beweisen, dass sie ihre Heilungen mit christlichen Werken verbunden habe. Dass es sich also um Heilungen handle, wie sie auch in der Bibel nachzulesen seien. Was ihm auffalle sei, wie sie jedesmal aufspringe, wenn die Rede auf den Teufel komme. Es könne sein, dass sie sich vor dem Teufel fürchte. Dass sie mit ihm im Bund stehe, sei aber noch längst nicht bewiesen. Dass sie ihm ihre Seele verpfändet habe. Solche Geständnisse könne man nicht glaubwürdig erreichen ohne die Folter. Der Weibelknecht nickte immer wieder und bestätigte, das habe der Landweibel Jakob auch immer gesagt. Ohne die Folter werde man bei einer versteckten Unholdin nie ein ehrliches Geständnis bekommen.

Nach Martini besuchten die beiden Prädikanten von Trogen und Gais die Agatha. Der Pfarrer Melchior Wyss und der Bartli Anhorn von Gais. Die Agatha schämte sich schrecklich vor den Herren. Aufgeregt hatte sie die Haare nach hinten gestrichen und war aufgestanden. Armselig sah sie aus, die Agatha Roner, als sie so vor den vornehm gekleideten Herren Prädikanten im Stroh stand und von ihnen ausgefragt wurde. Der Pfarrer Anhorn sagte, er kenne sie. Doch die Agatha tat, als könne sie sich nicht erinnern. Sie sei doch seinerzeit vom Flösser Jäckli aus den Händen der Zigeuner befreit worden. Agatha bekam einen roten Kopf und sah auf ihre dreckigen Hände. Ob sie ihre Sünden bekennen möchte, fragte der Pfarrer Wyss und die Agatha erwiderte, es sei schon lange ihr Wunsch, eine Beichte abzulegen. Eine Beichte müsse sie nicht ablegen. Im neuen Glauben gebe es keine Beichte, das müsse sie doch wissen. Zu wem sie denn in den Unterricht gegangen sei. Von Sünden frei werde man, wenn man die gemachten Fehler aus

tiefstem Herzen bereue. Agatha nickte und sagte, sie habe es auch so gemeint, aber lätz gesagt.

Die Gefangene begann zu erzählen. Zählte all die traurigen Stationen ihres Lebenslaufes auf, bis sie vom Pfarrer Bartli unterbrochen wurde. Das, was man von ihr wissen möchte, gehe tiefer. Es handle sich um die Frage, ob sie sich mit Teufelswerk versündigt habe. Denn die heilende Zauberei sei die schlimmste Art des Hexens. Agatha schaute die beiden Männer empört an. Sie habe wohl zur Genüge immer wieder erklärt, dass sie mit dem «laade Kog», dem Satan nichts zu tun habe. Sie wäre froh, wenn man mit solchen Verdächtigungen aufhören würde. Sie sei selber schuld, wenn sie in Verdacht gekommen sei, meinte der Pfarrer Wyss. Sie habe Heilungen vorgenommen, die an Zauberei grenzten. Und das Bannen des Diebes, der das Heiligenbild von Sankt Jörg zurückgebracht habe, sei eine verdächtige Sache. Auch die Verführung der Jugendlichen durch Wurzelwerk sei keine Bagatelle. Es gehe da um die Bewahrung des wahren christlichen Glaubens und um den Schutz einer evangelischen Jugend.

Lange waren die Herren nicht geblieben. Der Gestank in der Zelle hatte ihnen zugesetzt. Man sah ihnen an, dass sie sich abgestossen fühlten. Sie hatten mit ihr noch das Vaterunser gebetet, und als Agatha aus Gewohnheit das Ave Maria hinzufügen wollte, wurde sie mit bösen Blicken bedacht. Den Herren schien es, dieses heruntergekommene Weib wolle sie foppen. Wolle sich über die wahre, evangelische Religion lustig machen. ja, fast schien es ihnen, als rede aus ihrem Mund der böse Geist Beelzebub, der die schwachen Menschen verführen wolle. Draussen im Gang besprachen sie sich mit dem Landweibel und erklärten ihm, eine peinliche Befragung wäre angebracht. Diese Dornesslerin sei verstockt und alles deute darauf hin, dass sie mit dem Teufel im Bunde stehe.

Agatha spürte, dass das Urteil über sie schon längst gesprochen war. Ganz zur Gewissheit wurde es ihr, als der Weibelknecht mit der grossen Schere kam und ihr die Haare abschnitt. Als sie sehen musste, wie ihre grau melierten Locken auf den Boden fielen. Wieder war etwas an ihrem Körper zerstört worden. «Den Leib können sie töten, aber die Seele nicht», hörte sie Galli rufen. Und sie nahm sich vor, keinen Widerstand mehr zu leisten. Sie wollte sich in das

Schicksal, das ihr Gott zudedacht hatte, schicken. Wollte sich an die Liebe zum Herrn Jesus klammern. Den sie im Unterricht in Thal so verehrt hatte. Sie dachte an die Psalmen, die sie beim Pfarrer Müller gelernt hatte. Die sie so gerne gesungen hatte. Anfänglich summte sie jene herrlichen Lobpreisungen vor sich hin. Bis sie in der Nacht, als sie sich im rascheldenden Stroh auf die andere Seite drehte, jene seltsame Erscheinung hatte. Als im östlichen Winkel des Gefängnisses ein Licht aufleuchtete. Als viele Stimmen auf sie eindringen. Es war ein Durcheinander, als wäre sie in einer Wirtschaft und alle Leute redeten durcheinander. Als Agatha wieder zu sich gekommen war, erinnerte sie sich an eine laute Stimme die ihr zugerufen hatte, sie werde errettet. Und Gott werde sie in den Himmel aufnehmen, glaubte sie gehört zu haben.

Und von da an war Agatha überzeugt, Jesus Christus werde sie aus ihrem Elend erretten. Dankbar begann sie die Psalmen zu singen, so laut, dass es jedermann hören konnte. Den achtundzwanzigsten Psalm, den sie so liebte und den sie auswendig konnte, sang sie: «Wenn ich rufe zu Dir, Herr, mein Hort, so schweige mir nicht, auf dass nicht, wo du schweigest, ich gleich werde denen, die in die Hölle fahren.

Höre die Stimme meines Flehens, wenn ich zu dir schreie, wenn ich meine Hände aufhebe zu deinem heiligen Chor. Zeuch mich nicht hin unter den Gottlosen und unter den Übeltätern, die freundlich reden mit ihrem Nächsten und haben Böses im Herzen.

Gib ihnen nach ihrer Tat und nach ihrem bösen Wesen, gib ihnen nach den Werken ihrer Hände, vergilt ihnen, was sie verdient haben.

Denn sie wollen nicht achten auf das Thun des Herrn, noch auf die Werke seiner Hände, darum wird er sie zerbrechen und nicht bauen.

Gelobet sei der Herr, denn er hat erhört die Stimme meines Flehens.

Der Herr ist meine Stärke und mein Schild, auf ihn hoffet mein Herz, und mir ist geholfen, und mein Herz ist fröhlich, und ich will ihm danken mit meinem Lied.

Der Herr ist ihre Stärke, er ist die Stärke, die seinem Gesalbten hilft.

Hilf deinem Volk und segne deine Erben und weide sie und erhöhe sie ewiglich».

Als sich der Landammann Zellweger am Sonntag nach der Predigt mit dem Pfarrer Wyss unterhielt, kam

er auf das Psalmensingen zu sprechen. Das Rathaus habe in letzter Zeit dünne Wände. Ob er es gestern auch gehört habe. Nein, er habe nichts gehört. Die Dornesslerin singe im Gefängnis Psalmen. Es sei eine peinliche Sache, es töne, als würde man in Trogen eine Märtyrerin gefangen halten. Es könne auch der Teufel sein, der sich hinter solch frommen Liedern verstecke, wendete der Pfarrer ein. Aber peinlich sei es trotzdem, meinte der Landammann, für die Evangelischen ganz besonders. Es erinnere ihn an das Psalmensingen vom Doktor Leu in Appenzell. Der zugereiste Pfarrer aus Zürich konnte sich auf diese Anspielung keinen Reim machen. Wer denn dieser Doktor Leu gewesen sei, wollte er wissen. «Ach, das war der Juden-Toni, der Antony Leu, der mitten im Ort ein Schloss bauen liess. Er hielt es mit dem neuen Glauben und seine Frau mit dem alten. Als er überall erzählte, er habe in Gonten in einer Wirtschaft übernachtet und dabei gesehen, wie es ein Priester mit einem Knaben getrieben habe, wurde er gefangen gesetzt und aufgefordert, das Gesagte zu beweisen. Da er dies nicht konnte, weil der Priester und der Knabe geflüchtet waren, kehrte man den Stiel um. Wer jemanden verdächtige und es nicht beweisen könne, müsse in dessen Fussstapfen treten, wurde argumentiert. Der reiche Doktor Leu wurde zum Tode verurteilt und öffentlich hingerichtet. Unter dem Singen von Psalmen ist er in den Tod gegangen.»

Die Dornesslerin wird gefoltert

Man solle rasch vorwärts machen, war die Meinung des stillstehenden Landammanns, und der Prädikant gab ihm recht. Dieses Psalmensingen aus dem Gefängnis dringe durch alle Ritzen der Wände und durch das leicht gebaute Dach. Man könne lange Türen und Fenster verschliessen. Der Gesang dringe dennoch ins Freie. Auf fremde Amtsleute und einheimische Landleute mache dies einen schlechten Eindruck. Er möchte nicht wissen, was die Katholiken sagen würden, wenn sie von diesem Psalmensingen hörten.

Nun hörte das geduldige Ausfragen auf, der Untersuchung kam zum alles entscheidenden Punkt. Und Agatha Roner musste mit Schrecken erkennen, dass all die Schauergeschichten, die erzählt wurden, nicht erfunden waren. Station um Station gingen sie vor. So wie das Leiden Jesus Christus Station um Station zugefügt wurde, so sollte es das «hübsch Kind» von

Friedlis Beth bis zum bitteren Ende erdulden. Und während der Pfarrer seiner Frau von dieser unordentlichen Person im Gefängnis erzählte, begann in der Reichskammer die Tortur.

Wieder war es der Meister Neyher von St. Gallen, der berufen war, als Werkzeug einer christlichen Justiz zu wirken. Agatha kannte das freundliche Gesicht, diese weiche Schale, hinter der sich ein eiserner Kern verbarg. jene Härte, die es ihm erlaubte, seine Pflicht zu tun. Für die gnädigen Herren, die es vorgezogen hätten, weniger streng sein zu müssen. Die aber von den Geistlichen immer wieder angetrieben wurden, etwas gegen den leidigen Satan und seine Dienerinnen zu unternehmen. Als der Meister Neyher zu ihr sagte, er setze jetzt die Daumenschraube an, erwiderte sie nur, er möge tun, was er nicht lassen könne. Nehmt ihn hin, diesen Daumen, sagte sie sich. Stellte sich vor, dieser Daumen gehöre nicht mehr ihr. «Hin ist hin und futsch ist futsch», versuchte sie sich in einer Anwendung von Selbstaufgabe einzureden.

Doch als der Neyher die Schraube anzog, konnte sie ein Schreien nicht unterdrücken. Als es im Daumen zu knacken und krosen begann, als ihr der Angstschweiss aus der Achselhöhle rann, konnte sie den Schmerz nicht verbergen. Und als der Meister Neyher auf einen Wink des Landweibels noch zwei Drehungen machte, schrie die Agatha laut auf. Ob sie etwas zu erzählen wisse, fragte der Landweibel, und die Agatha stöhnte und nickte. Der Scharfrichter drehte die Daumenschraube etwas zurück, und der Land-schreiber Merz hielt dem Landweibel Kürstäner ein Blatt Papier hin. Der las daraus vor: Ob sie mit dem Teufel etwas zu tun gehabt habe, fragte er, und die Agatha wimmerte ja. Wo es gewesen sei, wurde weiter gefragt. «Jo, wo?», fragte sich die Agatha in ihrer Not. Sie müsse zuerst ihre Gedanken sammeln. Diese Plagerei mache einem fast verrückt, wandte sie sich anklagend zu den Herren. Die Geschichte mit dem Hannes Mössinger kam ihr in den Sinn. «Aha, jo, im Schutzwald, ob Rheineck war es», stiess sie hastig hervor. Wann es gewesen sei, wollten sie wissen. «Als ich im Witwenstand war und nach Lindau gehen wollte, um für meine Kinder Nahrung zu besorgen.» «Und weiter?» «Da ist mir ein Mann begegnet, hat zu mir gesagt, er wisse, dass es mir nicht gut gehe. Wenn ich ihm zu Willen sei, werde es mir wieder besser gehen. Hat dabei mit einem Stoffpünteli gelockt.

Es sei voll Geld, hat er mir zu verstehen gegeben.» Und dann? «Darauf hat er mich ins Jungholz gezogen und mit mir seinen Mutwillen getrieben.» Und? «Danach hat er mir den schwarzen Fetzen in die Hand gedrückt und ist weitergegangen.» Sie habe den Fetzen geöffnet. Aber es seien nur Kieselsteine, Tannzapfen und Rossdreck drin gewesen. Alles sei Lug und Trug gewesen.

Was sie noch weiter erlebt habe, fragte der Landweibel. «Nichts mehr», erklärte sie. Agatha sah auf ihren aufgequollenen Daumen und jammerte darüber, was man mit ihr angestellt habe. Die Herren schienen nicht darauf zu achten. Ob sie nicht noch mehr mit dem Teufel erlebt habe, insistierte der Landweibel. Agatha schüttelte den Kopf. Dann müsse man nachhelfen, hat der Landweibel zum Scharfrichter gesagt und ihm einen Wink gegeben. Der hat die Daumenschraube wieder auf den Tisch gelegt. Er wollte Agathas rechten Daumen einspannen, doch Agatha wehrte sich. «Lasst mich in Ruhe», schrie sie und betrachtete ihren zerquetschten Daumen. Es seien noch weitere Dinge vorgegangen, sie solle es endlich zugeben. «Eben ist mir noch eine weitere Geschichte eingefallen», rief sie, als der Meister Neyher weitermachen wollte. Aber sie könne nicht reden, wenn die Maschine vor ihr stehe. Agatha blieb kein anderer Ausweg, als zu lügen. Sie musste diesen Herren nochmals einen Lug auftischen. Hier schien man an einer Lüge mehr interessiert zu sein als an der Wahrheit.

Wie die Geschichte weitergeht: Agatha Roner wird weiter und noch schlimmer gefoltert und stirbt an den entsetzlichen Qualen und einem Epilepsie-Anfall. Die Hinrichtung (der Leiche) findet trotzdem statt.

„Mit Haut und Haar war die Agatha Roner in Trogen auf der Richtstätte der gnädigen Herren verbrannt worden. Samt dem Holzwägeli, auf dem sie gelegen hatte.“

Hauptmann Koret, einer der Hauptschuldigen an ihrem Unglück, stirbt einige Tage später ebenfalls. Ihre Bekannten meinten dazu, Gott sei gerecht, er habe den Tod von Agatha gerächt, und es sei der Fluch der Agatha, der ihn getroffen habe. Der 28. Psalm, den sie im Gefängnis immer wieder gesungen habe, sei in Erfüllung gegangen: »... gib ihnen nach den Werken ihrer Hände, vergelte ihnen, was sie verdient haben...«



Mit solchen Hinrichtungs- und Verstümmelungsarten mussten schuldige und unschuldige Menschen zur Zeit der Dornesslerin rechnen: Stäupen (Auspeitschen), Enthaupten, Handabhacken, Blenden, Ausdärmen, Rädern, Abschneiden der Zunge, Verbrennen, Henken und Ertränken.

(Holzschnitt von 1508, entnommen dem Geschichtsbuch „Hirsebrei und Hellebarde“ von Werner Meyer)